

17. April

Die Wüste Gobi hat uns eingeholt. Als ich heute von der Lehrveranstaltung zu meinem Dienstzimmer über den Campus gehe, stürmt es wie bei uns allenfalls mal im Herbst; gleichzeitig hat man das Gefühl, ein wenig Sand gegessen zu haben. Manche Chinesen tragen einen Mundschutz, andere halten sich mit den Händen das Gesicht zu. Irgendwie bin ich froh, als ich im Gebäude lande. Unser Teil der Uni sitzt in einem früheren Hotel – was man daran merkt, dass rechts neben dem Eingang eine Art Rezeption ist, hinter der an der Wand vier Uhren hängen: Wie spät ist es in Paris, in New York, in Tokio usw. Der Kontakt mit der großen weiten Welt ist hergestellt.

Die Lehrveranstaltung war die zweite, die ich hier halte. Vergleichendes Arbeitsrecht auf Englisch, eigentlich “Grundstrukturen des Arbeitsrechts in der Marktwirtschaft“, dargestellt an Beispielen und ergänzt durch ein paar Geschichten. Wie war das doch noch mal mit dem informellen Sektor in Deutschland, konkret mit der Schwarzarbeit? Ich wollte mal vor vielen Jahren unsere Putzfrau beim Finanzamt anmelden wegen der Abführung von Lohnsteuer und traf auf einen völlig verdutzten Finanzbeamten. Ja, das könne man schon, dem stehe rechtlich nichts entgegen, nur war es ersichtlich eine dicke Ausnahme. Also selbst im vergleichsweise stark am Recht orientierten Deutschland gibt es so was wie Schwarzarbeit, von der der Staat nichts weiß. Der Bausektor ist ein anderer Anwendungsfall.

Die Studentinnen und Studenten gehen mit, machen Notizen, aber die Fragen kommen erst in der Pause. Das Englisch ist meist ordentlich, nur bei einem jungen Mann musste ich kapitulieren und konnte nicht herausbringen, was er wollte. Es sind vielleicht 30 Frauen und 20 Männer. Alle haben ihren Bachelor in Jura an der Uni gemacht und vertiefen jetzt ein Jahr lang ihre Kenntnisse im chinesischen Recht. Hier stoße ich als Exot mit meiner Rechtsvergleichung hinzu; Björn Ahl, den ich aus Nanjing kenne, hat ihnen was von Völkerrecht erzählt. Nächstes Jahr machen sie 11 Monate lang Intensivkurse in EU-Recht und internationalem Recht; dann folgt ein weiteres Jahr, wo man eine Abschlussarbeit schreibt (für den „Master“) und ggf. eine Doktorarbeit vorbereitet.

Unter den Zuhörerinnen ist auch Frau Prof. Hao, die den Hauptkurs „Arbeitsrecht“ bestreitet, zu dem ich das „Seitenstück“ liefere. Sie hat drei Jahre in Yale studiert, spricht ein perfektes Englisch, und hat mir gestern erzählt, von Europa kenne sie nur Genf, weil sie dort ein halbes Jahr bei der WTO gearbeitet habe. Eine Arbeitsrechtlerin bei der Welthandelsorganisation?

Wie kommt man da hin? Ganz kluge Leute setzt man in China auch auf einen Job, von dem sie eigentlich nichts verstehen. 1997 habe ich mit Herta mal den Arbeitsminister besucht – er war von Hause aus Raketenbauer, dabei sehr erfolgreich, warum sollte er nicht auch den Arbeitsmarkt in einen guten Zustand versetzen können? Oder der neue Generalsekretär des All-chinesischen Gewerkschaftsbundes: Auch er ein Ingenieur, der bisher was anderes machte und dem als erstes auffiel, im Gewerkschaftsapparat wüssten 80 % der Leute überhaupt nicht, was eigentlich ihre Aufgabe sei – so hat er es jedenfalls bei einem Besuch in Deutschland dem DGB-Vorsitzenden Michael Sommer erzählt. Vom begleitenden Vertreter der Ebert-Stiftung habe ich es dann erfahren. Ob der Sommer überhaupt weiß, was eine Gewerkschaft so alles machen könnte? Aber das ist jetzt nicht mein Thema. Jedenfalls könnte Frau Hao zu jenen Leuten gehören, denen man fachfremde Aufgaben zutraut. Morgen will sie mich um 10 Uhr besuchen.

Wir hatten schon gestern ein längeres Gespräch. Sie ist schätzungsweise Mitte dreißig, hört auf den Vornamen „Qian“, was so viel wie Schönheit bedeutet. Ganz schlecht lagen die Eltern bei der Namensgebung nicht, obwohl es sich natürlich nicht gehören würde, darüber eine Bemerkung zu machen. So habe ich es auch unterlassen und ihr stattdessen ein wenig über meine bisherigen China-Erfahrungen erzählt. Über manche Geschichten hat sie sich köstlich amüsiert. Sie behandelt mich ein wenig wie die große Autorität, von der man als unwissende Kleine was lernen will – was den Vorteil hat, dass sie sich selbst nicht unbedingt zu bestimmten Fragen festlegen muss. Sie ist an gemeinsamen Publikationen interessiert – soll mir recht sein, wenngleich es ungewöhnlich ist, dass man dies gleich beim ersten Gespräch sagt. Wahrscheinlich ist sie ganz gut über mich informiert. Wir reden dann auch über Gewerkschaftsreform – sie ist da ganz offen. Ich muss das 30-Seiten-Papier von Rudi Traub von der Ebert-Stiftung Shanghai noch lesen; er hätte gerne eine Stellungnahme von mir. Ich sage ihr ganz offen, dass ich nichts davon halte, die führende Rolle der Partei in Zweifel zu ziehen. Wenn man den Unternehmen Autonomie gewährt, muss man dies auch gegenüber ihren Gegenspielern auf dem Arbeitsmarkt tun, sonst schafft man Ungleichgewichte. Die Partei bleibt gegenüber den Arbeitnehmern genauso führend wie gegenüber den Unternehmen. Sie nimmt es interessiert zur Kenntnis, sagt aber auch nicht andeutungsweise, was sie selbst davon hält.

In meiner Lehrveranstaltung hatte ich erzählt, ich könne eine chinesische Speisekarte nicht lesen. Bei meinem früheren Aufenthalt an der „Bei Wai“ (die Pekinger

Fremdsprachenhochschule, die hier jeder kennt) hätte ich es dann so gemacht, dass ich immer ein oder zwei Studenten eingeladen hätte. Auch sei es so „boring“, alleine zu Abend zu essen. Ob das auch hier möglich wäre? Drei Studentinnen haben sich dann am Ende gemeldet (statt ein oder zwei), von den Männern niemand. Da lasse ich mich heute Abend ausführen, aber bezahle natürlich die Zeche.

Abends

Den Nachmittag habe ich mit dem Gewerkschaftspapier verbracht; eine kluge Sache. Das Problem ist, dass die betrieblichen Gewerkschaftsvorsitzenden vom Betrieb bezahlt werden und meist zum Management gehören. Das ist dann keine Interessenvertretung mehr, sondern bestenfalls ein Arbeitsdirektor, der im Ernstfall vermittelt. Nun gibt es die Vorstellung, dass man Management und Gewerkschaftsfunktionen trennt und die Vorsitzenden ihr Gehalt von der Gewerkschaft beziehen. Diese hat zwar eine Menge Geld (jeder Unternehmer muss 2 % der Lohnsumme abführen, sofern es in seinem Betrieb eine Gewerkschaftsgruppe gibt oder er sich freiwillig dazu verpflichtet), aber ca. 600.000 Managergehälter sind dann doch ein bisschen viel. Vorschlag von mir: Die Gewerkschaft zahlt nur ein mittleres Funktionärsgehalt, was natürlich viel weniger ist. Den bisherigen Vorsitzenden lässt man die Wahl, ob sie Manager bleiben wollen oder Gewerkschaftssekretäre. Was sie tun werden ist klar, also ist man sie los und kann engagierte neue Leute wählen. Irgendwie freue ich mich über den Gedanken, aber man muss ihn erst mal unter die Leute bringen.

Dann kommt als Lektüre die Dissertation von Rebecka Zinser aus Nanjing. Thema: Diskussion unter Juristen, dargestellt am Beispiel der Reform des chinesischen Sachenrechts. Sie kann sehr gut Chinesisch und hat die Diskussion anhand der 20 wichtigsten Zeitschriften nachvollzogen. Eine spannende und gut dokumentierte Arbeit, an einige „highlights“ wie die Intervention von Prof. Gong von der Peking-Universität habe ich mich erinnert. Muss ihr dringend schreiben, dass ich ihre Arbeit gut finde. Sie wartet schon einige Zeit darauf, dass diese von Prof. Krause aus Göttingen korrigiert wird (der übrigens nett ist, aber kaum Ahnung von China hat).

Ich habe mich um 18 Uhr mit den Studentinnen in der Hotel-Lobby verabredet, komme selbst fünf Minuten früher, aber sie sind schon da. Zwei – eine aus Beijing, die andere aus einer Nordprovinz irgendwo bei Dalian – sprechen recht gut Englisch, die dritte kommt aus Chongqing, der Riesenstadt im Süden, die wegen ihrer 30 Mio Einwohner inzwischen von

Sechuan abgespalten und zu einer eigenen Provinz gemacht wurde. Sie ist – wie sich im Laufe des Abends herausstellt – Mitglied der Partei, die andern beiden nicht.

Die Pekingerin sagt mir relativ bald, wenn ich von „harmonischer Gesellschaft“ spreche, „I will kill you“. Ich hatte das gar nicht von mir aus angesprochen, aber irgendwie spielte es eine Rolle. Die beiden andern guckten ein bisschen pikiert, aber irgendwie ist es auch ein Zeichen, dass das „Autoritätsgefälle“ keine Rolle spielt. Es gäbe so viele Ungerechtigkeiten in China, der große Unterschied von Reich und Arm, da könne man nicht von „harmonischer Gesellschaft“ reden.

Ich erzähle ihnen ein bisschen über die Vorurteile gegenüber China zu Hause in Deutschland. Das letzte war, dass jemand meinte, in China, speziell in Shanghai gebe es so viele Menschen, dass man immer im Gedränge stehe und die Ellenbogen der andern im Gesicht habe. Da muss man sich wohl in einen wattierten Anzug packen. Oder die Vorstellung, man würde in China immer beobachtet und dürfe seine Meinung nicht sagen, sonst komme man in Schwierigkeiten. Auch sei der Smog überall präsent, kaputte Umwelt; die würden dann den Wind aus der Wüste Gobi als Bestätigung sehen. Aber die Vorurteile seien nur bei einem Teil der Bevölkerung da; manche, die in China gewesen seien, würden zu richtigen „Fans“. So saß ich mal im Zug im Speisewagen und hatte mein kleines Chinesisch-Buch mit, um mir die Zeit zu vertreiben, bis das Essen kam. Mir gegenüber saß ein Ehepaar, die mich alsbald ansprachen. Lehrer aus Bremen. Sie kämen gerade aus Shanghai, dort studiere ihre Tochter und es sei ganz toll, wie sie dort gelebt hätten. Ein preiswertes Hotelzimmer hätten sie gehabt mit tollem Blick auf die Skyline von Pudong, und in der Stadt lauter freundliche Leute, ihre Tochter hätte gedolmetscht. Alles viel schöner als in New York. Das hat mich an einen Zahnarzt aus Mössingen erinnert, den ich mal als „Notfallpatient“ an einem Samstag vor dem für Sonntag geplanten Flug nach Shanghai aufgesucht hatte. Ein Zahn war plötzlich auf meiner Zunge gelandet, und die Frage war, wie man ihn wieder befestigt. Der Zahnarzt war im Jahr zuvor in Shanghai gewesen, meinte, die zahnärztliche Versorgung sei dort ausgezeichnet, ich hätte das ohne weiteres auch dort machen lassen können. So ungefähr das Gegenteil von Vorurteilen.

Wie denn die beruflichen Perspektiven der deutschen Jura-Absolventen wären, wollten meine Studentinnen wissen. Nun ja, es komme sehr auf die Examensergebnisse an. Wer zu den oberen 15 % gehöre, komme überall unter; die übrigen hätten oft Probleme. Mancher könne

nur seine eigene Anwaltskanzlei aufmachen und hätte da oft keine Chance, halbwegs ordentlich zu verdienen. Sie wollten insbesondere wissen, wie es bei uns in einer „law firm“, also einem großen Anwaltsbüro zugehe. Ich erzählte von meinen Erfahrungen mit Freshfield 's (so was wie ein Marktführer auf diesem Gebiet): Hervorragendes Einkommen, aber man hätte keine Zeit, das verdiente Geld auszugeben. Ich hatte mal nur noch um 10 Uhr abends einen Termin bekommen und dabei festgestellt, dass es sich um einen vollkontinuierlichen Betrieb handelt: Es müssen rund um die Uhr einige Anwälte da sein, da es immer Mandanten in Tokio oder New York gibt, die voll im Einsatz sind, wenn man bei uns schläft. Dass man nicht unbedingt den gesetzlichen Urlaub von vier Wochen nimmt, weil sonst deutlich wird, dass der Betrieb auch ohne einen läuft, war den Chinesinnen sofort klar. Also totale Arbeit, aber eben nicht frei gewählt, sondern vom Kundeninteresse diktiert: Das sei keine Perspektive, man wolle doch auch ein bisschen leben. Wie eine vernünftige Perspektive aussehe? Irgendwie fehle es daran, sagten sie, das sei in der ganzen Gesellschaft so.

Der Marx hätte sie von Jugend an beschäftigt, aber für die praktischen Probleme bringe er nichts. Das Einzige, was von ihm geblieben sei, sei die Redensart: „Marx besuchen gehen“ was bedeutet, dass jemand stirbt. Irgendwie ist es erstaunlich, dass die wichtigen Leute in der Partei den Marx-Unterricht nicht modernisiert haben. Man könnte daraus was Vernünftiges machen, bis hin zur Marktwirtschaft als Instrument. Es wäre reizvoll, mal den Versuch zu unternehmen, es besser hinzukriegen, aber das geht wohl nicht. Mir war in der Lehrveranstaltung aufgefallen, dass demgegenüber ein Konfuzius-Zitat, das ich gebracht hatte, durchaus präsent war. Ich hatte mal im Zug in „Welt aktuell“ ein Interview mit dem chinesischen Botschafter gelesen, der auf Konfuzius Bezug genommen hatte: Es kommen drei Wanderer des Wegs. Konfuzius sagt: Einer könnte mein Lehrer sein. Kommen in Deutschland drei Wanderer des Wegs – so der Botschafter - dann sage man: Ich könnte ihr Lehrer sein. Eine hübsche Art, Besserwessis auf Chinesisch zu kritisieren.

Irgendein Marx-Zitat, das sie spontan kennen, könnte ich mir nicht vorstellen. Ich hatte mal früher versucht, den Gedanken einer autonomen Interessenvertretung mit einem Zitat aus der „Internationale“ verständlich zu machen: „Es rettet uns kein höh'eres Wesen, kein Gott, kein Kaiser noch Tribun; uns aus dem Elend zu erlösen, können nur wir selber tun.“ Es wurde nicht wiedererkannt; später sagte man mir, die Melodie kenne man schon, den Text aber nicht.

Auch das Parteimitglied hatte Übrigens heftig genickt, als es um die Feststellung ging, der Marxunterricht sei eine nutzlose Plage. Ich verwies auf den Religionsunterricht bei uns zu Hause; Menschen, die „bibelfest“ sind, muss man mit der Lupe suchen.

Eigentlich halte das Land das Gefühl zusammen, man sei Chinese und habe seine spezifischen nationalen Erfahrungen und Traditionen, war mein Kommentar. Ich erzähle die Geschichte mit dem T-Shirt.

Ich hatte mal in Bremen Besuch von meiner Betreuerin an der Bei Wai, die inzwischen bei der China-Redaktion der Deutschen Welle gelandet war. Die dort arbeitenden Chinesen hatten sich furchtbar über ein T-Shirt aufgeregt, das mit der Aufschrift „Fuck on China“ (oder so ähnlich) in den Verkauf gekommen war. Die deutschen Kollegen hatten gemeint, man solle gar nichts machen, das würde schon wieder verebben, aber die Chinesen waren anderer Ansicht und hatten sogar demonstriert, auch in Bremen, allerdings ohne dass die Zeitungen darüber berichtet hätten. Nun hatte meine Betreuerin die Aufgabe, das Corpus Delicti zu beschaffen, denn niemand im Sender hatte es wirklich gesehen. Also gingen wir in den „Kult“-Laden in der Sögestraße, der am ehesten so was haben würde, und ich spielte den Einkäufer. Das Hemd war nicht im Schaufenster; innen sagte man mir, ja das gäbe es, sie müssten es heraussuchen. Ich wartete, sie kamen mit dem Ding und es kostete 45 Euro. Das fand ich ein bisschen teuer für ein T-Shirt (obwohl ich so was nie kaufe), aber der Verkäufer meinte, das hänge mit der großen Publizität zusammen. Wir kauften es natürlich trotzdem. Ich hatte meine Begleiterin dann gefragt, ob eigentlich der Protest genauso groß gewesen wäre, wenn „Fuck on the Communist Party of China“ darauf gestanden hätte. Nein, meinte sie, damit hätte man ja nicht alle Chinesen beleidigt, sondern nur einen kleineren, nicht namhaft gemachten Teil. Also das hätte man vielleicht nicht schön gefunden, aber besonders aufgeregt hätte man sich nicht. Lediglich ein Indiz, sicher, aber nur so kann man sich der Wahrheit nähern.

Meine drei Studentinnen fanden die Geschichte schön, ja, das sei schon ein Unterschied zwischen dem Land und der Partei. Ob die Mitgliedschaft nützlich sei, wenn man einen Job haben wolle, fragte ich. In der öffentlichen Verwaltung schon, meinten sie, aber bei Privatunternehmen nicht. Einheitliche Meinung. Im Übrigen komme es halt auf Guanxi, auf persönliche Beziehungen an (vielleicht noch ein bisschen mehr als bei uns).

Wie ich mir die Zukunft Chinas vorstelle, wollten sie wissen. Schwierige Frage. Ich hätte mir mal das Parteiprogramm auf Deutsch gekauft in der Internationalen Buchhandlung an der Wangfujing (der wichtigsten Einkaufsstraße in Peking) und es im Flugzeug gelesen. Ein paar Leute hätten ein bisschen komisch geguckt. Mir sei bei der Lektüre aufgefallen, dass man den Zeitraum, bis der Sozialismus aufgebaut sei, auf 100 Jahre veranschlage. Das habe zur Folge, dass man heute keine Maßnahme mit dem Argument kritisieren könne, sie führe vom sozialistischen Ziel ab, denn wer weiß schon, was sie in 80 oder 90 Jahren bewirkt? Die Berechnung der 100 Jahre würden auch immer wieder neu beginnen, meinte eine. Also dort findet man wenig.

Zunächst gehe es darum – so dozierte ich – in den armen Provinzen die Entwicklung nachzuholen, die die reichen Provinzen erfahren hätten. Das bedeutet ein relativ stabiles Wachstum für weitere 30 Jahre, wenn man es vernünftig angeht. Nie sei es China so gut gegangen wie jetzt, meinte ich, aber man müsse natürlich Ungerechtigkeiten beseitigen, die es massenhaft gebe. Wenn alle so gut leben würden wie meinetwegen die Ingenieure in Shanghai, was würde man dann mit den Groß Eigentümern machen? – wollte ich wissen. Dazu gibt es keine Konzepte. Im Grunde stören sie nicht, wenn sie keine Macht ausüben. Aber wie kann man das sicherstellen? Sie seien übrigens alle sehr loyal der Partei gegenüber, also keine Chodorkowskis. Sie wissen, dass das die beste Voraussetzung für Geld Verdienen ist. Wenn so ein Milliardär (die gibt's auch in Dollar, nicht nur in Yuan) mal illoyal werde und seine eigene Politik mache, würde man sicher eine Leiche aus seinem Keller holen und ihn damit konfrontieren, meinte ich. Sie sahen das eher skeptisch; nicht jeder habe Dreck am Stecken.

Wie es denn mit der Korruption stehe, war unser nächstes Thema. Alle Welt rede davon, aber – so meinte ich – ich hätte nie von konkreten Beispielen gehört. Sie meinten, Geld spiele nur bei den ganz Großen eine Rolle. Der Eisenbahnminister habe z. B. im Rahmen des Konjunkturprogramms über 200 Mio. für sich persönlich abgezweigt und sitze nun im Knast. Für Wirtschaftsdelikte sei die Todesstrafe aber abgeschafft. Im Regelfall laufe das anders. Man baue eine gute persönliche Verbindung auf, gehe oft gemeinsam zum Essen, und in den entscheidenden Momenten gebe es dann wertvolle Geschenke. Auch ein Praktikum für die Kinder in Europa oder den USA gehöre zu den „wertvollen Geschenken“. Der Übergang zur richtigen Bestechung ist fließend. Manches davon wäre auch bei uns möglich. In Vietnam ist das ähnlich, aber man gibt Geld. Man macht im entscheidenden Moment einen Freundschaftsbesuch, überbringt Blumen und im Strauß findet sich dann ein Briefumschlag

mit viel Geld. Der Oberbürgermeister von Hanoi hat diese Beilagen zu den Blumensträußen mal ein Jahr lang gesammelt und dann die Geldbeträge veröffentlicht und an eine gemeinnützige Organisation übergeben. Ob er jetzt noch bestochen wird, weiß niemand.

Ein anderes Thema war „Religion“. Wenn was ganz Schlimmes in China passiere, lese man oft in der Zeitung, das komme daher, dass es in China anders als in Europa keine religiösen Bindungen gebe. Das findet natürlich nicht meine Zustimmung; die meisten Leute hätten auch in Europa nichts mit der Religion am Hut. Auch gäbe es genügend Verbrechen und andere schlimme Taten bei uns. Doch man kann weiter fragen. Mittelbar sind wir doch von der christlichen Tradition beeinflusst, genau wie die Chinesen von den ethischen Prinzipien des Konfuzius. Warum geht man eigentlich in das eine oder andere Land, um dort mitzuhelfen, eine bessere Gesellschaft aufzubauen oder zumindest Schlimmeres zu verhüten? Ist dieses Engagement nicht vielleicht ein Stück „säkularisierter“ christlicher Nächstenliebe? Man könnte sich doch stattdessen auch auf die faule Haut legen und Fünfe grad sein lassen oder – wenn’s geht – eine Menge Geld verdienen. Wie man hier mit anderen Leuten umgeht, hat auch seine Traditionen. Man bemüht sich viel mehr als bei uns, sich in den anderen hineinzusetzen, seine Stimmung zu erraten, seine Vorlieben und das, was er unangenehm findet. Aktualisierter Konfuzius, auch bei jenen, die ihn nie gelesen haben.

So gegen ½ 11 bringen mich die drei ins Hotel; das Studentenheim macht um 11 Uhr dicht.

18. April

Beim Frühstück im Hotel treffe ich Herrn Dr. Kulms. Er hatte das Problem, dass er nicht mehr an seine deutsche E-Mail-Adresse rankam, und ich hatte ihm gleich am ersten Abend beim gemeinsamen Abendessen mit Ninon Colneric angeboten, dass er mein durchaus funktionierendes E-Mail-System benutzen konnte. Das war etwas aufwendig, weil er nicht nur ein paar Mails in meinem Hotelzimmer geschrieben hatte, sondern dann auch die Antworten zu mir kamen und ich ihn suchen musste. Er macht Wirtschaftsrecht beim Max-Planck-Institut in Hamburg, war schon fünf oder sechs Mal hier und fährt weiter zu anderen Unis hier in China. Ich erzähle ihm vom Gespräch gestern Abend, das mit Marx sieht er genauso, irgendwann würde es zu einem Knall kommen angesichts der evidenten Ungleichheiten. Über die These mit der säkularisierten Nächstenliebe ist er im ersten Moment ein wenig erstaunt, scheint ihr dann aber doch etwas abzugewinnen.



Um 10 Uhr treffe ich Frau Hao in meinem schönen Dienstzimmer in der Uni. Wir unterhalten uns über die arbeitsrechtliche „Szene“ in China und ihre deutschen Mitspieler. Chang Kai, Prof. für „Industrial Relations“ an der Renmin-Uni, kenne ich von meinem Aufenthalt bei der Bei Wai, habe mal in seinem Institut vor 40 Studenten einen Vortrag zu den industriellen Beziehungen in Deutschland gehalten, jenen mit dem Zitat aus der „Internationalen“. Später habe ich ihn dann bei der Ebert-Stiftung getroffen und fand ihn einen ziemlichen Dummschwätzer, der ein bisschen „auf Dissident“ macht. Einerseits redet er immer von den schrecklichen und völlig uneinsichtigen Bürokraten, andererseits hebt er seine vielen Kontakte zu Abgeordneten im Nationalen Volkskongress und selbst zu Ministern hervor, die alle seiner Meinung seien, man brauche „grassroots“-Gewerkschaften, doch könnten sich seine Freunde leider nicht durchsetzen. Er war im Zusammenhang mit dem Arbeitsvertragsgesetz von 2007 als Sprecher der Arbeitnehmerseite viel in den Medien, jetzt auch wieder im Zusammenhang mit dem Foxconn-Streik in Südchina. Er war vors Werkktor gezogen, weil die Arbeiter ihn (angeblich) gerufen hatten und ihn die Direktion nicht hereinlassen wollte. Er hatte Journalisten mitgebracht und war dann eine ganz wichtige Figur bei den Verhandlungen über die Lösung des Konflikts. Da hatte sich der „Dissident“ mit hinreichender Sicherheit rückversichert – was soll’s. Die letzten Begegnungen, die ich mit ihm hatte, waren ganz freundschaftlich, wenn auch etwas kurz, weil er kein Wort Englisch oder Deutsch versteht. Er war auch vor drei Jahren mal bei einem Betriebsräteseminar in Hattingen gewesen, wo ich gleichfalls referiert hatte.

Nun war er wieder bei der Tagung in Guangzhou gewesen, von der aus ich nach Beijing gekommen war. Bei der Ebert- und der Böckler-Stiftung ist er derzeit persona non grata, und die Vertreter der Ebert-Stiftung haben ihn gemieden. Hintergrund: Er hatte ein Projekt von der Böckler-Stiftung bekommen mit einem Volumen von 40.000 Euro. Wie bei uns üblich, waren die Mittel für angestellte Wissenschaftler und für Sachkosten wie Reisen usw. bestimmt; mangels abweichender Abrede bekommt der Professor nichts. Nun hatte er zunächst 10.000 Euro bekommen und musste diese abrechnen, bevor weiteres Geld fließen sollte. Er zögerte; schließlich hatte er festgelegt, dass er für sich selbst 5000 Euro vorsah, für diejenigen, die die tatsächliche Arbeit gemacht hatten, aber zwischen 300 und 500 Euro. Dann waren da noch einige ungeklärte Sachkosten ohne Belege. Man lud ihn nach Deutschland ein, redete mit ihm und baute ihm eine Brücke: Man „schlucke“ seine erste Abrechnung, aber in Zukunft müsse das Geld im üblichen Rahmen verwendet werden. Er wurde sauer und warf der Böckler-Stiftung Rassismus vor; sie würden ihn wie einen chinesischen

Wanderarbeitnehmer behandeln. Das nahmen diese ihrerseits krumm, so dass jetzt Funkstille und ein heimlicher Boykott besteht.

Nun ist er mit Geffken, einem Hamburger Rechtsanwalt befreundet, der ihn vor kurzem – mit welchem Geld auch immer – nach Oldenburg eingeladen hatte. Dieser führt nun für ihn einen Prozess gegen die Böckler-Stiftung, wohl ohne große Aussicht auf Erfolg. Mit Geffken verbinden mich viele Erfahrungen. Er hat 1974 bei mir promoviert, damals sehr engagiertes DKP-Mitglied, und ich habe ihn immer in Schutz genommen und auch mal eine andere Arbeit von ihm positiv besprochen. Was macht er zum Dank? Die Doktor-Arbeit über Streikrecht ist ein reiner Anti-Däubler, wohl in der Absicht, sich dann als Opfer der bürgerlichen Wissenschaft hinstellen zu können, wenn er eine schlechte Note bekommt. Das passierte aber nicht. Ich habe dann später mal einen seiner vielen Beiträge für „Demokratie und Recht“ mit dem Argument abgelehnt, wir seien nicht Geffkens oder gar Kläffkens Hauspostille, was ihn, der immer einen sehr polemischen Ton angeschlagen hat, maßlos geärgert hat. Er hat später die DKP verlassen, ist zu den Grünen gegangen; das fand er auch nicht gut, wurde dann SPD-Mitglied und tauchte als Rilke-Interessierter bei meiner Schwägerin Brigitte in Bad Boll auf, wo er die alten Zeiten im Verhältnis zu mir in sehr positivem Lichte schilderte. Ich bin ihm dann ein paar Mal begegnet, ohne dass wir uns vertiefter unterhalten hätten. Genau dieser Geffken entdeckte nun so 2002/2003 sein Interesse für China, erst für Taiwan, dann für die Volksrepublik. Er schrieb arbeitsrechtliche Bücher, eines habe ich auch mal zitiert, während dies meine Doktorandin Wang Qian nicht tat und prompt einen bösen Brief von ihm erhielt, sie habe – sinngemäß – die wichtigste Literatur übersehen. Er wollte immer mit der Ebert-Stiftung zusammenarbeiten, diese wollte das aber nicht. Dann hat er zwei sehr kritisch-diffamierende Anfragen bezüglich der Arbeit der Ebert-Stiftung in China über die Linksfraktion im Bundestag lanciert – nun ja, das lässt sich überstehen. Den Bericht über seine Tagung in Oldenburg hat er vor kurzem in den „Marxistischen Blättern“ veröffentlicht, die es als DKP-Organ immer noch gibt – so schließt sich der Kreis wieder. Auf dem Flug habe ich übrigens noch einen Roman von ihm gelesen (ist irgendwie ja schon toll, was er so alles macht) – Titel: Shanghai-Angel. Nicht schlecht geschrieben, die chinesische Mentalität ist gut erfasst (so mit einer Frage oder einer kleinen Feststellung alles auf den Punkt zu bringen), gleichzeitig natürlich auch ein Psychogramm seiner Person. Im Grunde konnte der Idiot mit dem Engel aus Shanghai nichts anfangen und meinte gar, sie sei bewusst geschickt und wolle im Auftrag ihrer Obrigkeit nur sehen, was er (als wichtige Persönlichkeit) so alles mache.

Das habe ich alles Frau Hao erzählt, die es höchst spannend fand und amüsiert zur Kenntnis nahm. Man erfährt natürlich nicht viel über China, wenn man nur über eigene Erlebnisse und Befindlichkeiten berichtet.

Sie erwähnte den Gegenspieler von Chang Kai, einen Prof. Dong Boahua (oder so ähnlich). Ich habe ihn mal in Shanghai kennengelernt. Er vertrat die Arbeitgeberposition gegen das Arbeitsvertragsgesetz, das ihm und seinen Leuten viel zu weit ging. Er war ein „Dissident“ der anderen Sorte. Bei jedem kleinen Einwand sagte er mir immer „Sie wissen nichts von China“ und damit war er der inhaltlichen Argumentation enthoben. Die chinesischen Gewerkschaften hatten sich geweigert, ihn als Referenten in die gemeinsame Veranstaltung mit der Ebert-Stiftung aufzunehmen, und deshalb war er von dieser lediglich am Vorabend zum Abendessen eingeladen worden. Statt inhaltlicher Dinge erzählte er mir dann, er müsse sich jede Woche bei der Polizei melden, weil die Obrigkeit eben schlecht auf ihn zu sprechen sei. Ich hatte mich damals eher heimlich gefreut; da wird mal die Staatsmacht gegen die richtigen mobilisiert, irgendwo kriegen auch mal die Unternehmer-Freunde eins aufs Dach. Ein bisschen habe ich ihn dann schon bedauert, aber mehr nicht. Frau Hao meinte, das mit der polizeilichen Meldung sei schwer denkbar, doch blieb unklar, weshalb er mir das dann erzählt hatte. Dass ich nicht offen „hurra“ sagen und ihm Böses wünschen würde, war doch abzusehen. Wichtigtuerei? Sie sind schon ein komisches Volk, diese Professoren.

Jedenfalls sind beide durch ihren Streit um das Arbeitsvertragsgesetz sehr bekannt geworden, was ihnen in hohem Maße zugutegekommen sei. Ist ja auch in Deutschland ganz nützlich, wenn einen die Leute kennen.

Frau Hao hatte auch ein persönliches Problem. Es gibt in China „civil servants“, d. h. Beamte und Arbeitnehmer. Bei den Assistenzprofessoren an der Uni, zu denen sie gehört, weiß man nicht, wo sie hingehören. Sie würden keine Beiträge zur Sozialversicherung bezahlen, würden aber von der „Beihilfe“ (wie wir sagen würden) weniger bekommen. Das ist ersichtlich ein Gleichheitsproblem; bei uns würde sich der Deutsche Hochschulverband, die Berufsorganisation der Professoren, darum kümmern und ggf. einen Musterprozess anstrengen und seine Kontakte zum Ministerium spielen lassen. Irgendwie ist das in China anders; außer ein paar wenigen bekannten Professoren hätte diese Gruppe kein besonderes Ansehen in der Gesellschaft und auch keine erfolgreiche Lobby.

Nachmittags hatte ich drei Stunden Lehrveranstaltung (à 45 Minuten), statt eines Klingeltons kommt immer eine Musik, wenn die Stunde beginnt oder zu Ende ist. Die Studenten sind etwas müde und abgeschlafft, man muss das verstehen, denn sie haben jeden Tag ungefähr sechs Stunden – alles in einer fremden Sprache für sie wie für das Lehrpersonal. Bei konkreten Geschichten wachen sie immer auf.

Abends treffe ich mich mit zwei männlichen Studenten, Vertreter einer „Minderheit“ im Kurs, aber sie meinen, sie hätten doch die besseren beruflichen Chancen, weil die Arbeitgeber wegen des Schwangerschaftsrisikos keine Frauen einstellen würden. Kann schon sein, aber das Englisch von zwei der drei Studentinnen von gestern war um Klassen besser als ihr Englisch, wo man immer raten musste, was eigentlich gemeint war. Trotz des männlichen Vorsprungs war ihre Hauptsorge, einen Job zu bekommen. Sie waren durchaus beruhigt, als ich ihnen sagte, mit ihrer Spezialqualifikation, die sie an der Law School erwerben, kämen sie ganz gut hin; es sei für Unternehmen wie für Anwaltsbüros von hohem Interesse, jemanden zu haben, der sich auch im internationalen und europäischen Recht auskenne.

Die Arbeitsbedingungen in einer Law Firm werden auch als abschreckend empfunden, aber eine Alternative wird nicht gesehen. Die Plage mit Marx wird genauso eingeschätzt wie gestern Abend. Allerdings hatte einer am Anfang gesagt „wir glauben an Marx“, aber dann waren wir zu den Fakten übergegangen.

Ob es eigentlich Kinder reicher Leute unter den Studenten gebe, wollte ich wissen. „Vielleicht schon“, meinten sie, aber sie würden das nicht zu erkennen geben. Einer von einer Studentin, die gesagt habe, ihr Vater sei in der Textilbranche tätig, in irgendeiner wenig bedeutenden Position, und als sie die Uni verlassen hatte, stellte sich dann raus, dass sie die Tochter eines Provinzgouverneurs war (das chinesische Äquivalent zu einem deutschen Regierungschef in einem Land, im Grunde sogar wohl um einiges wichtiger). Ich hatte in der Bei Wai auch mal so ein Erlebnis, als mir eine Studentin, die alles über PISA wissen wollte, von einer Kommilitonin erzählte, die ganz reiche Eltern habe, aber das nie erwähne, sich zurückhalte, aber sehr gute Noten mache. Ob ich sie kenne, fragte ich. Sie zögerte ein bisschen und sagte dann „nein“, aber das war wenig überzeugend. Ich fragte dann bei Gelegenheit diejenige, auf die die Beschreibung am besten gepasst hatte, und meine Vermutung stimmte. Sie war

ziemlich sauer, dass man ihr Geheimnis verraten hatte, die andere sei „nur ganz wenig meine Freundin“.

Warum muss man das eigentlich so geheim halten? Die Studenten meinten, man wolle nicht unbescheiden erscheinen. Auch müsse man Angst haben, dass man ggf. entführt oder ausgeraubt werde, wenn bekannt werde, dass man viel Geld habe. Es gebe aber mehr und mehr Leute, die das anders handhabten, also durchaus mit ihrem Reichtum angeben würden.

Ich erzählte von meinen Erfahrungen in Austin/Texas, wo ich 1994 an der Uni gewesen war. Ein Professorenkollege hatte vor Gericht mündlich ein Rechtsgutachten zum türkischen Recht erstatten müssen. Münzen aus der griechischen Antike waren in der Türkei gefunden worden und dann auf ungeklärte Weise in ein US-Museum gelangt. Die Türkei klagte auf Herausgabe; ob sie überhaupt Eigentümer war, war eine Frage des türkischen Rechts. Der Kollege saß vielleicht eine Woche an dem Fall, hat ihn auch mal mit mir durchdiskutiert; es war sehr plausibel, was er sagte. Er solle vor Gericht im Übrigen nicht immer sagen „wie man weiß“ oder „wie allgemein bekannt“, das würde die Jury verärgern, hatten ihm die Anwälte eingeschärft. Er wurde dann einen Tag lang befragt, und die Türken verloren ihren Prozess. Er bekam für seine Arbeit einen Scheck über 50.000 Dollar, worüber er sich freuen konnte. Er nahm den Scheck in die Hand, zeigte ihn auf den Gängen jedem, der Interesse hatte, ging dann in die Bibliothek und spendete 2000 davon für Bücheranschaffungen. Jeder wusste dann, dass er eine Menge Geld verdient hatte. Dieser American way of life macht sich da und dort auch in China breit. Ein schwäbischer Unternehmer würde sich wie bisher die Chinesen verhalten und morgens um 7 mit der Arbeit beginnen. Beim Inhaber eines großen Automobilzulieferers in Ludwigsburg habe ich das mal selbst so erlebt.

Wie alt ich eigentlich sei, wollten sie wissen. Ich gab die Frage zurück; sie sollten mal raten. 60, meinte der eine, der andere sagte, „etwas über 50“, aber das war Höflichkeit. Normalerweise schauen sie ins Internet, bevor sie mit so einem Professor zum Abendessen gehen, und sie schienen dann auch nicht besonders überrascht, als ich ihnen von meinen 71 Jahren erzählte. Im Ruhestand zu sein und dann nach China zu fahren, fanden sie höchst interessant; dass ich mit 65 wegen Alters „diskriminiert“ worden war, betrachteten sie genauso als Witz wie deutsche Betriebsräte, denen ich dies manchmal in der Vorstellungsrunde sage.

19. April

Meine vierte Lehrveranstaltung, auch wieder nachmittags. Ich komme mit dem Stoff ganz gut voran. Fragen gibt es weiter vorwiegend in den Pausen.

Abends treffe ich mich um 18 Uhr mit Frau Hao zum Abendessen. Wir marschieren eine knappe halbe Stunde zur Hauptstrasse des Vororts Changping, die mit ihren Geschäften aussieht, wie wenn sie in einer allerdings nicht besonders wohlhabenden Großstadt gelegen wäre.

Ich will wissen, wie man eigentlich als Arbeitsrechtlerin zur WTO nach Genf kommt. Sie meint, sie hätte immer beides gemacht, Kartellrecht und Arbeitsrecht, es habe nicht viel miteinander zu tun, aber trotzdem sei es interessant.

Ich erzähle ihr, dass ich mal eine Fahrt von Berlin nach Bremen in Hamburg unterbrochen und dort im Max-Planck-Institut einen Vortrag von Frau Fang über chinesisches Kartellrecht gehört hatte. Ich hatte die provokatorische These vertreten, Deutschland habe in seinem ganzen Industrialisierungsprozess bis nach dem Zweiten Weltkrieg so gut wie kein Kartellrecht besessen, habe also vertragliche Beschränkungen des Wettbewerbs durchaus zugelassen. Warum würden die Chinesen dieser amerikanischen Mode folgen? Ein zweiter chinesischer Referent fiel schnell um und begann plötzlich, die Unzuträglichkeiten der Privatisierung und des Wettbewerbs zu kritisieren; Frau Fang reagierte eher ausweichend. Frau Hao meinte dazu, das Kartellrecht sei in der Tat erst nach dem Zweiten Weltkrieg nach Europa gekommen. In China habe man aber genügend Dinge in das Gesetz reingeschrieben, damit chinesische Unternehmen nicht zu leiden haben. Bisher habe man auch nur ausländische Unternehmen wegen Kartellverstößen verfolgt.

Ich erzähle ihr von einer Unterhaltung auf einem Flug von Hanoi nach Beijing vor eineinhalb Jahren. Mein Nachbar (in der business class) war ein Mitarbeiter von Ernst & Young und beriet seit zehn Jahren Unternehmen der Telekommunikationsbranche in China. Er erzählte mir, China Mobile, das größte Unternehmen auf diesem Sektor, habe Schwierigkeiten

bekommen. Es gehöre der chinesischen Armee und habe Soldaten für das Verlegen von Leitungen und ähnliche nützliche Dinge eingesetzt, ohne etwas dafür zu bezahlen. Dies sei ein ungerechtfertigter Wettbewerbsvorteil und deshalb habe man lange verhandelt, bis der kleinste Mitwettbewerber dann 1 Mrd. Yuan als „Ausgleich“ für den erlittenen Wettbewerbsnachteil erhalten habe. Sie wusste nichts davon, und wir waren uns einig, dass es eigentlich eine unlogische Sache sei, dass nur der Schwächste eine Ausgleichszahlung erhalten habe.

Wir reden über die Situation der Professoren. Es herrsche nicht viel Konkurrenz in China, weil den meisten die Uni gar nicht so wichtig sei. Ihr Geld würden sie als Rechtsanwälte verdienen oder durch Gutachten. Meistens würden die Kollegen auch aufhören zu schreiben, sobald sie – so mit 40 Jahren – einigermaßen bekannt seien. Dann laufe das Geschäft gewissermaßen von alleine. Bei uns ist das ein bisschen anders; wenn man nichts mehr schreibt oder wenigstens Neuauflagen seiner Bücher macht, ist man irgendwie „out“, man wird nicht mehr zu den ernsthaften Mitstreitern gezählt.

Sie möchte wissen, was ich mit den Studenten so diskutiert habe. Das mit „Marx als Plage“ sieht sie ebenso. Das sei eben eine Tradition, an die niemand rühren wolle. Und ein Problem der politischen Legitimation der Partei. Ich meine, man könne sich doch nicht über eine Ideologie legitimieren, an die niemand mehr glaube, das sei im Gegenteil eine Last. Sie meinte, ganz oben sehe man das schon, deshalb gebe es auch das Konzept der „harmonischen Gesellschaft“, die ja an anderen Traditionen als der Sozialismus anknüpft (nämlich an Buddha und Konfuzius), aber in die man im Grunde viele sozialistische Gerechtigkeitsvorstellungen hineinpacken könne. Ich meine, eigentlich hätte ich richtig Lust, es ein bisschen besser zu machen. Sie nimmt es ernster als es gemeint war, und erklärt mir, dass das wohl in der Fakultät noch ginge, aber die Unileitung würde einen Ausländer nie an die Lehre des Marxismus ranlassen. Da käme eine unfreundliche Rückfrage, wie man denn auf so einen verrückten Gedanken kommen könne. Ich sehe dies natürlich ein, war ja auch nur so eine Frage. Und es gäbe halt keine guten Leute in China, die dies machen könnten. Man müsse ein guter Didaktiker sein, als Person gut ankommen, von der Theorie was verstehen, aber auch viel Praxis- und Lebenserfahrung haben. Gewissermaßen die Eier legende Wollmilchsau – würden wir sagen. Die gibt's nicht, und deshalb bleibt alles beim Alten.

Was passiert, wenn die Partei das Steuer aus der Hand gibt, kann man ja am Beispiel der ehemaligen Sowjetunion studieren. Konkrete Informationen hat sie nicht, aber interessiert sich sehr für das, was ich erzähle über die Zeit von 1960 bis 2010. Ich will die Trauergeschichte hier nicht wieder aufgreifen.

Was würde eigentlich passieren, wenn man den chinesischen Staatspräsidenten wie seinen französischen oder seinen amerikanischen Kollegen wählen würde? Das hatte ich mit den Studenten am ersten Abend diskutiert und hatte eine Überraschung erlebt. Es würde nicht etwa ein Bauernpräsident, also ein Vertreter der armen Mehrheit der Bevölkerung gewählt, denn den Bauern gehe es inzwischen sehr viel besser. Als plausibler wurde meine zweite These eingeschätzt, das Rennen würde der machen, der das meiste Geld für seinen Wahlkampf hätte und das wäre im Zweifel ein Vertreter der reichen Leute. Das will aber niemand und so behält die Partei ihre „Legitimation mangels besserer Alternative“. Einigkeit darüber auch mit Frau Hao.

Was die Möglichkeit eines Streikrechts angeht, so sei dies im Lehrprogramm der Uni völlig unproblematisch; das könne man jederzeit propagieren. Auch eine Zeitung würde so was bringen, aber Durchsetzungschancen gebe es im Moment keine. Die Regierung sei derzeit sehr besorgt wegen der Ereignisse im arabischen Raum. Ob es wirklich eine Gefahr gebe, dass so was auch in China passiere? Nein, meinte sie, dafür würden die Voraussetzungen fehlen, aber die Regierung sei trotzdem sehr „preoccupied“ und das sei letztlich für die Durchsetzungschancen maßgebend. Richtig, auch Fehleinschätzungen und Vorurteile einer Regierung sind ein Politikum mit Auswirkungen. Was man aufgreifen könne, sei der Mitbestimmungsgedanke, weil die Mitbestimmung sehr viele Konflikte absorbieren könne. Das würde auf sehr fruchtbaren Boden fallen. Ähnliche Andeutungen hatte der Chef des Gewerkschaftsinstituts gemacht, den ich wegen eines kleinen Buchprojekts am Ende meines Aufenthalts wieder treffen werde.

Wir reden über die Möglichkeit, juristische Bücher in China zu publizieren. Es gebe mehrere Verlage, allerdings keine ausländischen, die dürften ihre Tätigkeit nur in Hongkong betreiben. Ein Buch von etwa 200 Seiten zu veröffentlichen, koste etwa 3000 Euro, die man an den Verlag, nicht an seine Angestellten bezahle. Also ein Druckkostenzuschuss wie bei uns, wenn man seine Dissertation oder ein Buch über ein eher exotisches Thema unterbringen will. Es ist vielleicht sinnvoller, diesen Weg zu gehen als beim nächsten Mal wieder im



Gewerkschaftsverlag zu veröffentlichen, wo man sich das schlechte Image der Gewerkschaft gleich mit einkauft. Ob ich was über Mitbestimmung oder Tarifverhandlungen mache, ist aber noch offen. Mal schauen, was die Ebert-Stiftung meint.

Frau Hao macht einen interessanten Vorschlag: Sie hat in meiner Lehrveranstaltung immer meine Geschichten gehört und meint, einige davon könne man unschwer in die Zeitungen bringen. Ich müsse sie ihr nochmals erzählen, sie würde sie dann gleich ins Chinesische übersetzen. Sie dachte an meine Erlebnisse mit Arbeitsverhältnissen in Nuklearanlagen; das sei in China wegen Fukushima derzeit höchst interessant. Wir vereinbaren, dass ich mir ein paar Dinge zurecht lege und wir uns dann am Sonntag Nachmittag treffen, um an die praktische Umsetzung zu gehen. Sie will aber nicht als Mitautorin erscheinen, es seien schließlich meine Ideen.

20. April

Für die Studenten ist das Examen ganz besonders wichtig, gewissermaßen der Haupt-Lebensinhalt. Sie müssen ungefähr so viel arbeiten wie an einer amerikanischen Law School, und das bei einer Unterbringung in einem „Dormitory“ à 4 Personen. Mein Kurs ist für einen „credit“ gut, und ich rede mit der Verwaltung, wie lange die schriftliche Prüfung dauern soll. Ich kann wählen zwischen einer Stunde und zwei Stunden und auch den Termin früher oder später legen. Ich frage die Studenten, was ihnen lieber ist; sie sind für eine Stunde und für einen frühzeitigen Termin, d. h. den 5. Mai. Sie wissen sogar alle, dass da Karl Marx Geburtstag hatte, so was bleibt dann doch hängen.

Abends treffe ich mich mit einer dritten Studentengruppe, dieses Mal drei Studentinnen und ein Student. Ich bin ein bisschen müde und lasse einfach mal so die Themen auf mich zukommen. Wenn sie es nicht ansprechen, rede ich nicht über Politik.

Sie haben ein „Separée“ reserviert, wie das in China für Gruppen so üblich ist, so dass man nicht durch die übliche Geräuschkulisse eines großen Restaurants gestört ist. Der Bestellvorgang ist etwas umständlich, weil sie sich einfach nicht so recht vorstellen können, dass sie aussuchen sollten und ich ein „Allesfresser“ bin, was die chinesische Küche angeht. Es kamen dann nicht die allerbesten Sachen, insbesondere nicht die scharf gewürzten.

Auch hier die erste Frage nach einem guten Job. Wie das in Deutschland sei. Die Zahl der Juraabsolventen sei in China ins Unermessliche gestiegen. Natürlich werde das Recht immer wichtiger, aber in diesem Ausmaß nehme die Nachfrage nach Juristen nicht zu. Hier hilft nur die Spezialisierung, und da sind sie ja gerade dabei.

Sie kommen aus sehr unterschiedlichen Provinzen. Drei sind Einzelkinder, eine hat einen älteren Bruder („aber meine Eltern mögen mich mehr“), was sich damit erklärt, dass sie vom Land stammt und man dort mit der Ein-Kind-Politik weniger streng war. Wie das denn wäre, wenn so viele Einzelkinder auf engstem Raum zusammenleben müssten, sich z. B. zu viert ein Schlafzimmer teilen. Im College seien es sechs Personen in einem Raum gewesen, war die Antwort. Man lerne, auf die anderen Rücksicht zu nehmen und sich auf sie einzustellen; da sei auch für das weitere Leben wichtig. Das ist wohl richtig, hätte mir aber in ihrem Alter wenig zugesagt, denke ich für mich. Aber sie sind sich bei dieser Frage bemerkenswert einig.

Reiche kennen sie auch keine, aber es gebe immer mehr. Vieles ist da wohl auch ein Gerücht; die soziale Ungleichheit ist in jedermanns Munde. Die Seitenstraßen in Changping sehen auch nicht gerade modern aus, einfache Häuser, vielleicht 40 bis 50 Jahre alt, nie was dran gemacht. Nicht verslumpt, aber eben relativ arm.

Mit den Hochschullehrern redet man oft auch über ganz persönliche Sachen. Auf der einen Seite widerspricht man ihnen im Klassenzimmer nie und steht pflichtschuldigst auf, wenn man eine Frage stellt. Auf der anderen Seite ist eine beträchtliche Nähe da. Bei der Beijing Normal University habe ich schon zwei Mal einen Vortrag gehalten; im Anschluss an den zweiten Vortrag ging ich mit einer Professorin und sechs Studentinnen Abendessen. Sie haben sich natürlich auf Chinesisch unterhalten, aber ich hatte schon die Möglichkeit, das eine oder andere übersetzt zu bekommen. Es ging nicht nur um Jobs, die trotz der Krise 2009 etliche im öffentlichen Dienst ergattert hatten. Vielmehr ging es auch um künftige Ehemänner, und die Einschätzung der Professorin war ganz wichtig, ob denn nun wohl der X ein Hallodri oder ein verlässlicher Mensch sei. So sei das hier auch, sagten die Studentinnen (der Mann hüllte sich in Schweigen). Bei uns wäre das schwerlich denkbar.

Es gibt heute mehr Ausländer, die Chinesisch lernen, als früher. Das hängt wohl mit der gestiegenen Bedeutung Chinas zusammen. Man muss sich mindestens ein Jahr Zeit nehmen, wo man kaum was anderes macht, dann läuft es so einigermaßen. In meinem Kurs ist auch

eine Österreicherin, die es geschafft hat. Wenn ich ein paar Worte sage, findet dies Anerkennung, aber andere können's eben richtig. Eigentlich müsse man es in der Jugend lernen, meine ich. Meine beiden Enkel hätte eine gute Chance, es besser zu machen, wenn ein chinesisches Au-Pair-Mädchen bei ihnen wohne und sich um sie kümmere. Dann müssten sie sich nicht ein halbes Leben damit herumplagen. Ob man überall in Europa mit Englisch durchkomme, wollten die Studenten wissen. Im Prinzip schon, meinte ich, aber in Frankreich könne es recht schwierig sein. Dort könne es passieren, dass man nur französisch rede. Früher, so vor 30 Jahren, hätte man auch auf vielen Konferenzen Französisch gesprochen, nunmehr sei es aber außerhalb Frankreichs dauernd Englisch. Ist irgendwie praktisch, aber doch auch sehr bedauerlich, weil kulturelle Vielfalt verloren geht und alle jene automatisch benachteiligt sind, die nicht Englisch als Muttersprache sprechen.